

Weihnachten.

Teis fällt der Schnee. — Und Nacht und Einsamkeit
Und Schweigen rings! — Die Flocken gleiten ... fallen ...
Und legen sich aufs weiße Winterkleid,
Verbrämt mit Pelz von zack'gen Eiskrystallen! —
Nur manchmal schütteln fröstelnd sich im Wind
Des Gartens überschneite Ahornbäume! ...
Ich bin allein! ... Und aus dem Dunkel rinnt
Wie Leben es in meine Weihnachtsträume! ...

— Wie damals seh' ich noch das Vaterhaus! —
Verschneit den Giebel und die Fensterläden,
Sah es aus Eis und Schnee so still heraus,
Als ob's zur Umkehr wollte mich bereden! —
Ich suchte Leben, suchte eine Welt,
Die weiter als der engen Heimath Schranken,
Wo niemand herrscht und straff die Bügel hält
Dem wilden Wunsch der feurigen Gedanken! —

Doch was ich Leben nannte, war das Leid,
War Noth und Mühsal, das auf allen Wegen
In neuer Form und stets in and'rem Kleid,
Die Stirn gefurcht, mir schleichend kam entgegen!
Aus tausend Kehlen schrie es laut nach Brot,
Nach Recht, nach Freiheit und nach Glück für jeden! —
Hier saß der Gram, da kauerte die Noth,
Dort spann die Sorge ihre dunklen Fäden!

Am Amboss klang aus jedem Hammerschlag
Der eine Schrei nach Licht, nach Luft und Leben ...
Der Sense Klirren rief es, wenn der Tag
Im Osten wollt' die blut'ge Stirn erheben! — — —
Und in mir rief wie dort, nach Luft und Licht,
Der eine Wunsch, die Ketten zu zerhauen! —
Wann kommst du Stunde, die die Fessel bricht? —
Wann naht des Tages erstes Morgengrauen? —

Und nun so still! ... Und aus dem Dunkel recht
Es tausendarmig die geballten Hände,
Die Fäuste hart und Schwielenüberdeckt! ...
Und in der Ferne loht's wie Feuerbrände. —
Und immer näher schwellt die heiße Gluth, —
Von tausend Flammen ist die Nacht entzündet! ...
Laut schlägt mein Herz, und siedend kocht mein Blut! —
„— Und kommen wird das Reich, das ich verkündet —“

„— Und kommen wird das Reich ...“ Nicht mehr allein!
Euch hör' ich an, die Ihr im harten Ringen
Uns Dasein kämpft, um Luft und Sonnenschein!
Die nichts auf Erden mehr kann niederzwingen!
Ihr Tausende, die Ihr in Reih' und Glied
Nach einem Ziele richtet Eure Blicke, —
Die für die Zukunft Ihr Euch plagt und müht,
Und siegreich trohlet Hinterlist und Lücke ...

Die Zukunft uns! — Laßt die Vergangenheit
Zu Eigenthum den Träumern und den Todten! —
Uns hat das Werden einer neuen Zeit
Den Freudengruß der Lebenden entboten! —
Uns hat der Glaube an die eig'ne Kraft
Gestärkt, gestählt im Wollen und im Handeln! —
Wir sind erprobt in Sturm und Leidenschaft!
Frei liegt die Bahn, auf der zum Ziel wir wandeln!

Die Zukunft uns! — Ihr haltet uns nicht auf,
Denn uns gehört der Herzschlag von Millionen,
Die niemand hemmt in ihrem Siegeslauf,
Die nichts entmuth'gen kann und nichts belohnen! —
Und uns zu Häupten schwebt der Geist der Zeit,
Den wir verstanden und den wir erfüllen ...
Ihm haben unser Leben wir geweiht,
Und Wort und That, den Glauben und den Willen! —

— — Es fällt der Schnee — und durch die Winternacht,
Tönt's aus der Ferne, wie ein leises Klängen! —
Und eine Hoffnung ist in mir erwacht,
Von der ich weiß: sie wird Erlösung bringen!
Erlösung allen, denen Zwang und Frohn
Ins bleiche Anliß grub die scharfen Krallen! ...

— — — — —
Und Fried' auf Erden, ruft der Glockenton,
Und allem Menscheng Volk ein Wohlgefallen! —

Ludwig Kessen.

(Nachdruck verboten.)

Weihnachten auf der Station.

Von WILH. DILSSON.

Autorisirte Uebersetzung von C. Brausewetter.

Der Stationsdiener saß im Stationsbureau und laute an einem Gänsebein, das die Frau des Stationsvorstehers ihm herabgebracht hatte. Er hatte seinen neuen Uniformrock an, und die Silbertreffen am Kragen und die blanken Knöpfe funkeln festlich; sein rundes, rothes Gesicht mit dem struppigen Vollbart leuchtete vor Zufriedenheit.

Aber dann gab es nichts mehr zu lauen.

Die Teller wurden zurückgeschoben, die Serviette sorgfältig viereckig aufgelegt, und froh und satt lehnte er sich in den Stuhl zurück. Langsam zog er aus der einen Tasche die Pfeife hervor, eine handvoll Tabak aus der anderen und versank in dicke Rauchwolken eingehüllt, in ein behagliches Genießen.

Im Rachelosen knisterte es lustig, die Diesel des Bureaus waren ganz weiß-gescheuert, und die Hängelampe beschien hell die Bücherreihen des Regals und das gelbe Messing der Telegraphenapparate. Draußen war Schneewetter und eine Hundekälte, und hier saß er geschützt und hielt Telegraphenwacht, während Vorstehers oben ihre Weihnachtsgegensätze sahen.

Stationsdiener Hansen starrte geistesabwesend in die Luft hinaus, während die Pfeife in dem einen Mundwinkel hing. Er starrte und starrte — die behagliche Wärme, der volle Magen, die Müdigkeit nach dem langen Güterverladen des Tages und dem Wagenschieben — kurz: der Stationsdiener druffelte ein. Und die Telegraphenwacht war in guten Händen.

Oben in der Eßstube räumte das Mädchen den Tisch ab. Die Jalousien waren herabgelassen, aber man sah nur wenig von ihren gelben Sprossen, da die dunkeln, faltenreichen Wintergardinen sie fast ganz verbargen. Auf jeder Seite von dem hohen, geschliffenen Spiegel des Buffets brannte ein Licht in einem Armluchter, und das Kupferzeug darunter, die Maschine und die beiden Kannen, bligten wie pures Gold.

Die Familie saß noch um den Tisch herum — der Stationsvorsteher, seine Frau, sein ältester Sohn, der Student, und diesem gerade gegenüber sein jüngster Bruder Peter, der noch, in Folge seiner vierzehn Jahre, dazu verurtheilt war, jeden Abend zur Stadt hineinzudefahren, um am anderen Morgen zur rechten Zeit in der Schule zu sein. Aber heute Abend sollte er nicht im Koupee zweiter Klasse liegen und vor Kälte frieren, heute hieß es nicht: „Adieu, Papa — Adieu, Mama!“ und daher war Peter froh. Und nun war obenbrein sein „großer“ Bruder von Kopenhagen gekommen und saß da, ihm gerade gegenüber, wie in alten Tagen, und machte ihm Zeichen und allerhand seltsame Dinge vor.

Dem Vorsteher gerade gegenüber saß der Assistent, der Agnes, die Tochter des Hauses, zu Tisch geführt hatte. Ein hübsches Paar! Er blond und schulterbreit, sie blaß und schwarzhaarig, mit großen, dunkeln, lebhaften Augen, schlant und hübsch in dem dunklen Anzug mit Puffärmeln und Ausschnitt am Halse, sodas man einen kleinen Streifen der weißen Brust sehen konnte.

Der Assistent Schmidt und der Student waren Schulkameraden und von Kindheit auf Freunde gewesen. Der elternlose und stille Schmidt war zur Station mit hinausgenommen, wenn die Sommerferien begannen und wurde in der Zeit ganz wie ein Kind vom Hause behandelt. Daher war nichts natürlicher, als das er hier den Platz zu bekommen suchte, als er mit siebzehn Jahren Anstellung als Betriebsseve erhielt. Nun war er längst Assistent geworden, dachte aber noch immer nicht daran, eine Verheirathung nachzusuchen.

Es mußte ein Grund für seine treue Anhänglichkeit an die Station vorhanden sein. Der Vorsteher blickte nach dem jungen Paar hinüber — er mußte den Grund.

Er war stolz auf Schmidt. Er hatte ihn erzogen, ihm einen Theil seiner Sonderbarkeit, seiner Schüchternheit und Verlegenheit ausgetrieben. Er hatte ihn zum Eisenbahnmenschen erzogen, ihn gelehrt, nach dem ungeheuren Heer dienstlicher Bestimmungen zu exerziren, ihn gelehrt, die ersten unsicheren a a a und x x x auf dem Telegraphenapparat zu schlagen und mit Freude jeden kleinen Fortschritt bis zu dem Tage gesehen, da eine hochgeehrte Beamtentommission in Aarhus ihn für würdig erklärte, die vergoldeten Knöpfe zu tragen.

Der Vorsteher blickte freundlich nach ihm hinüber.

Schmidt saß ruhig da und spielte nervös mit seinem silbernen Serviettenband und schien im Augenblick die ganze Gesellschaft vergessen zu haben.

Die Frau blickte theilnahmenvoll Agnes an, die stumm und ernst dasaß und deren Stirn eine schmerzliche Linie durchzog; unbewußt starrte sie Schmidt an. — Warum blickte er denn nicht auf? In ihren Augen lag ja die Antwort auf das, was er so oft im Traume gefragt hatte.

Er fühlte wohl ihren Blick; das Blut brannte in seinen Wangen, er dachte ja jetzt, wie immer, nur an sie, seit langen Monden hatte er jeden Tag und jede Nacht an sie gedacht.

Ach, wie oft hatte er nicht ihre Schönheit und Gewandtheit bewundert, wenn sie auf dem kleinen Rasenplatz zwischen der Bahnspur und der Einfriedigung Federball spielten. Wie schnell und elegant sie den Ball ihm zutrieb; und dann diese großen, dunklen

Augen, die den Ball in die Luft hinauf verfolgten, und die flüchtige Nähe der weichen Wangen!

Wie deutlich entsann er sich nicht der langen, schönen Sommerabende, wenn sie hier oben saß und träumte und die Finger über die Tasten gleiten ließ, während er selbst am Fenster stand und über die weiten, üppigen Wiesen hinblickte, auf denen der Nebel seine weißen Märchenwellen wälzte, soweit man sehen konnte, bis in den Wald hinein, weit in der Ferne.

Und nun neulich, als das Eis auf dem Fjord zum ersten Mal trug und sie sich in den weissen Schnee setzte und ihren kleinen Fuß vorstreckte, damit er ihr den Schlittschuh anschrauben sollte — warum hat er sie nicht um Antwort auf das, was ihn bedrückte? Warum fragte er sie nicht?

Er konnte nicht. Was sollte er sagen? Er kam sich neben ihrer frischen Schönheit so unsäglich unbedeutend und häßlich vor. Und während er von einem Kuß ihres weichen Mundes träumte, errichtete seine Schüchternheit und Zaghaftigkeit eine Mauer zwischen ihnen.

Der Vorsteher sah die beiden jungen Leute ernst an. Hätte er nur Schmidt's verschlossenes Wesen beleben können, dann hätte keine Mißstimmung die ruhige Freude dieses Weihnachtsabends gestört. Aber die beiden mußten ihre Sache selbst ordnen.

Die Frau saß stumm und dachte an ganz dasselbe. Der Student hatte sich eine Zigarre angezündet und amüßte sich damit, Ringe zu Peter hinüberzublasen; bisweilen sah auch er einmal inquisitorisch seine Schwester und seinen alten Schulkameraden an — er wußte auch Bescheid.

„Wollen wir jetzt nicht anzünden?“ fragte Peter, dem das lange Schweigen nicht behagte. Das Gespräch kam in Gang, die Gedanken nahmen eine andere Richtung, selbst Schmidt und Agnes schienen sich eifrig für den Baum in der Wohnstube zu interessieren.

Der Vorsteher und seine Frau wollten nicht selbst den Baum anzünden — das könnte der Student thun. Der aber schlug Schmidt und Agnes vor; auch diese protestirten, weshalb er mit pöflichem Lächeln Loosziehen vorschlug; aber Peter dürfte natürlich nicht mitziehen. Man holte Streichhölzchen hervor, die beiden, welche die längsten bekamen, sollten den Baum anzünden. Schmidt und Agnes, die zuerst zogen, bekamen die längsten und mußten zum Baum hinein.

Da standen sie nun allein im Dunkeln. Wieder eine dieser peinlichen Situationen! Sollte er...? Nein... Nicht!... Und schnell strich er ein Streichholz an und begann die Lichter anzuzünden, ohne Agnes anzusehen. Sie hatte auch ein Licht angezündet und stand ganz still hinter dem Baum. Es wurde heller und heller in der Stube. Nun strahlte der Baum in vollem Glanze, und er war bis zu ihr herangelommen.

Aber, mein Gott! da stand sie ja noch auf demselben Platz und weinte!

Der Student rief ihnen vom Eßzimmer her zu, aber sie hörten es nicht. Wem galten diese Thränen? Sie blickte nicht auf; wie vergrämt sie aussah! Lilt sie ebenso wie er? Er wagte sich einen Schritt näher. Nein, an einem Weihnachtsabende sollte sie feinetwillen nicht weinen! Er ergriff ihre Hand, legte unmerklich den Arm um ihren Leib und drückte sie an sich.

Sie sagte nichts, leistete keinen Widerstand, sondern legte nur ihr hübsches Köpfchen an seine Brust, wie ein Kind am Abend sicher seine weiche Wange auf das Kissen legt. Und Schmidt neigte seinen Kopf und nahm den ersten Kuß.

Der Student hatte mehrmals gerufen, aber keine Antwort bekommen. Nun öffnete er die Thüre und guckte neugierig hinein. Der Vorsteher und seine Frau erblickten erstaunt und erfreut die beiden jungen Leute, die endlich einander gefunden hatten. Die Frau küßte innig ihre Tochter, und der Vorsteher ergriff beide Hände Schmidt's und sah ihn frohbewegt an. Der Student lachte über das ganze Gesicht, und Peter sprang vor lauter Freude über einen Stuhl, denn nun war er ja „Schwager“ geworden.

Da unterbrach plötzlich das elektrische Klingeln der Glocke die ganze Fröhlichkeit. „Der Zug meldet!“ Und die Glocke erinnerte die Frau an ihre Pflicht als Wirthin; den Gästen sollte heut Abend nichts fehlen. Und Peter vergaß fast ganz seinen schönen Weihnachtsbaum und seine neue Würde als Schwager. Doch das war kein Wunder: Der letzte Zug am Weihnachtsabend, das ist der richtige Höhepunkt von Weihnachten auf der Station.

Weit draußen im Schnee und Dunkel glitt der Zug zwischen weissen Feldern daher. Hielt er bei den Stationen an, dann wurden überall dieselben Grüße ausgetauscht: „Frohe Weihnachten, Herr Stationsvorsteher!“ — „Frohe Weihnachten, Herr Zugführer!“ — „Keinen Passagier?“ — „Nein, keine Spur!“ — Ein Schlag auf die Glocke — der scharfe Pfiff der Zugführerpfeife — der tiefe Ton der Dampfpfeife — und dann ging es wieder hinaus in Nacht und Schnee.

In dem vorderen Gepäckwagen ging der Schaffner Buch auf und ab und pffte eine sehr traurige Arie. In den erleuchteten Personenwagen war keine Seele zu sehen — wer wird in der Weihnachtsnacht auf Reisen gehen? Im hintersten Gepäckwagen saßen in dem kalten Bremserkoupee der Zugführer und der Packmeister in ihren dicken Lammfellpelzen. Sie hatten beide die Deckel von ihren Signallaternen abgenommen und gebrauchten diese nun als Kochapparate. Der Zugführer wärmte einen Teller mit Hinder-

braten und der Backmeister einen Teller mit Pöckelfleisch und Sauerkohl und Kartoffeln. — Das war ihr Weihnachtsessen, das ihnen ihre Frauen, wohl mit einem kleinen Seufzer, in die Taschen gepackt hatten. Es dauerte nicht lange, so dampfte das Essen, und dann machten sie sich darüber her.

Der Zugführer war ein kräftiger Mann mit ergrautem Haar und Vollbart und ein paar recht hübschen, ehrlichen braunen Augen. Er hieß Jensen; aber da es auf der Linie außer ihm noch zwei Zugführer Jensen gab (den „lustigen Jensen“ und den „schwarzen Jensen“) und er ein richtiger braver Kerl war, der viele Kinder hatte, nannte man ihn den „Jensen mit den vielen Kindern“ — ein Ehrenname, der jedoch nur gebraucht wurde, wenn man von ihm sprach.

Der Backmeister hieß Berg, er war ein kleines Männchen, stark gichtbrüchig und hatte ein gelbliches Gesicht — das eiskalte Bremsersoupee ist nun einmal nicht der gesündeste Kusenthalt.

Sie aßen schweigend. Als die Teller leer waren, wandte Jensen „mit den vielen Kindern“ sich froh an Berg: „Nun, kommen wir gleich zum Dessert!“ Ein schwaches Lächeln belebte Berg's gelbes Gesicht: „Ja, Du siehst ja auch, wie der „Baron“ davonjaust!“

„Der Baron“ — das war der Lokomotivführer — hatte weder Kinderbraten noch Pöckelfleisch, sondern nur ein wenig Butterbrot und dazu den unentbehrlichen Schnaps. Daher hatte er es auch so eilig. Er sah ungeduldig durch die Augenschleiben, in weiter Ferne erblickte er das grüne Licht des Stationssemaphors wie ein blaßes Blinken. Nun kam das gelbweiße Licht der Weichenstelllaterne — er zog an der Schnur, und gellend erklang das Bremsignal über das stille Land hin. Berg steckte den Kopf in den Ausguckkasten — ja, nun kommt das Dessert! — und bremste mit aller Kraft. Jensen aber stand draußen auf dem eisglatten Laufbrett und sah nach dem Städtchen hinüber, in dem heute Abend so ungewöhnlich viele Fenster glühten. . . .

Agnes und ihre Mutter hatten genug zu thun gehabt. Die beiden Schreibtische im Bureau waren zusammengestellt, ein weißes Tuch darüber gebreitet, und auf dem Tisch stand neben einer großen dampfenden Punschbowl eine gewaltige Schüssel mit warmen Apfelschnitten und Spritzbrühen. Nun war alles bereit, und die ganze Familie stand erwartungsvoll draußen auf dem Perron. Dann kam endlich der Zug. Die Maschine fuhr schnell vorbei — sie sahen nur einen flüchtigen Schimmer von der hohen, breiten Gestalt des „Barons“ hinter der runden, weißen Scheibe des Manometers und hinter der Feuergluth. Dann kam Schaffner Buch's Gepäckwagen, ein paar leere Personenwagen und schließlich der Gepäckwagen, in dessen Thüre Berg stand und Jensen auf dem Laufbrett.

Der Zug blieb plötzlich stehen, und eins — zwei — drei war die ganze Gesellschaft im Bureau versammelt; nur einer fehlte, und das war der Heizer, der auf das „Thier“ aufpassen mußte; aber er bekam seinen Theil vom Punsch und den Apfelschnitten auf die Maschine hinausgebracht.

Im Bureau gab es allgemeines Anstoßen; die Frau lud ein, kräftig zuzugreifen, und sowohl der „Baron“, wie der elegante Schaffner Buch, der unaufhörlich seinen Schnurrbart drehte, gelobten, ihr bestes zu thun.

Der Vorsteher war strahlend froh über die Weihnachtsgäste — sowohl der „Baron“, als „Jensen mit den vielen Kindern“ waren seine erkorenen Freunde und fuhren seit langer Zeit auf dieser Linie. Der „Baron“ hatte überdies Peter über die Laufe gehalten. Der Vorsteher schlug an sein Glas, und dann wurde es ganz still.

„Ich habe Ihnen etwas sehr Erfreuliches mitzutheilen: Assistent Schmidt und meine Tochter haben sich heute Abend vor kaum zwanzig Minuten verlobt.“

Allgemeine Beglückwünschung.

Der Schaffner drehte seinen Schnurrbart und streckte seine Hand Schmidt entgegen: „Viel Glück! Auf Ehre! Ein niedliches Mädchen — prächtvoll — hm!“

Aber der „Baron“ drückte Agnes' weißes Händchen mit seinen beiden großen, schwarzen und lästete es begeistert.

Diesen Augenblick benutzte Peter, um ihm auf den Rücken zu klettern. Der „Baron“ schüttelte ihn aber ab, packte ihn, drehte sein lebhaftes Pathchen um und um, blickte suchend umher und setzte ihn dann endlich unter großem Jubel auf den Billeterant.

„Ach, darf ich nicht runterkommen? — Vater!“

Der Vorsteher lachte.

„Lassen Sie ihn nur da oben sitzen, dann entgehen wir wenigstens so lange seinen Streichen.“

Peter bat immer eindringlicher.

„Was giebst Du mir?“ fragte der „Baron“.

Peter dachte nach.

„Du sollst meinen Weihnachtsbaum zu sehen bekommen.“

Das war eine Idee, die der Vorsteher sofort aufgriff.

„Ja, gehen wir nach oben.“

Man half Peter herab und er ging stolz an der Spitze der ganzen Gesellschaft durch die kalte, dunkle Vorhalle die Treppe hinauf und in die erleuchteten Zimmer hinein.

Man setzte sich zurecht, der Vorsteher reichte Zigarren herum und der „Baron“ biß mit einer schrecklichen Grimasse die Spitze der seinigen ab.

Die Frau begann mit „Jensen mit den vielen Kindern“ von seiner Familie zu reden; Agnes und Schmidt flüsterten leise mit

einander, Buch und der Student waren auch im Gespräch verliest, und Peter stand beim „Baron“, um ihm ein „Zuckermännchen“ in den Mund zu stecken, eine Operation, die mit großer Gewandtheit und unter einem breiten Lächeln von Seiten des Opfers ausgeführt wurde.

„Sollen wir heut' Abend kein Weihnachtslied hören?“ fragte der Baron, als er endlich genug Zuckermännchen bekommen hatte.

Agnes setzte sich ans Klavier und spielte ein einfaches, hübsches Lied. Alle sangen mit. Der tiefe Bass des „Barons“ und Peter's helle Kinderstimme gaben dem Gesang einen ganz besonderen Klang. Die letzten Töne erstarben und alle schwiegen. Die Lichter des Weihnachtsbaums brannten hell und der Rauch der vielen Zigarren trieb in blauen Streifen dem Baume zu.

Nach dem Gesänge wurde das Geplauder wieder aufgenommen. Der „Baron“ wollte anfangen, eine Geschichte von einem englischen Lokomotivführer zu erzählen, da steckte der Stationsdiener den Kopf zur Thür herein und sagte ganz aufgeregt: „Süßrump fragt, wo denn der Zug bleibt!“

Alle sprangen auf.

Alle sahen nach der Uhr — über eine halbe Stunde hatten sie dem Weihnachtsfest gewidmet.

„Wir müssen die Zeit einbringen,“ sagte Jensen.

„Ich werde mit Euch schon davon rollen, daß die Telegraphenstangen wie ein Gatterzaun aussehen sollen,“ sagte der „Baron“, während alle hinunter eilten.

Noch ein Glas und ein paar Apfelschnitten im Bureau, viele Händedrucke und ein einstimmiges „Danke, Frau Vorsteherin!“ — dann gingen sie auf den Perron hinaus.

Peter stellte sich feierlich an die Glocke und „läutete ab“. Das durfte er jeden Weihnachtsabend thun. Schmidt stand schlant und gerade mit umgehängtem Uniformmantel; Agnes war unter denselben mit hinuntergetrocknet und guckte ganz verwirrt aus ihrem sicheren Versteck hervor.

Jensen dankte der Frau und dem Vorsteher für ein Päckchen, das er für seine Kinder mitbekam. Berg lehnte in der Thür des Gepäckwagens und nickte und nickte, und Buch stand auf dem Laufbrett und machte Honneur. Dann pfiß Jensen, die Dampfseife erlöste, die Maschine pustete schwer, und davon ging es. Noch hörten sie den Bass des „Barons“; „Adieu, Herr Vorsteher! Adieu, Peter! Dank für den Abend!“ rufen. Die beiden rothen Schlusslaternen des Zuges wurden kleiner und kleiner, zogen sich mehr und mehr zusammen und verschwanden draußen im Dunkeln.

Die Familie blieb auf dem Perron stehen. Der Himmel war hoch und sternbesät, und von verschiedenen Stellen in der Umgebung strahlte Licht herüber. Agnes und Schmidt standen und blickten einander stumm in die Augen. Peter war zärtlich und übermüthig und ritt auf dem Rücken des Studenten. Der Vorsteher schickte dem Feuerchein von der Maschine noch einen Gedanken nach — ein tüchtiger Kerl, der Baron, von Eisen und ein Gemüth, wie das eines Kindes, wenn man nur versteht, ihn richtig zu nehmen — die Frau unterbrach aber seine Gedanken:

„Kommt, Kinder! Es ist zu kalt hier draußen!“

Dann gingen sie hinauf.

Am äußersten Ende des Geleisplatzes brannten noch die beiden Weichenstelllaterne. Nun verschwand die eine, dann die andere — es war der Stationsdiener Hansen, der sein Tagewerk beendete.

Und die vielen hellen Fenster des Städtchens wurden nach und nach dunkel — nun lag auch die Station still und in Finsterniß da. So war auch dieser Weihnachtsabend auf der Station vorüber. —

(Nachdruck verboten.)

Der Außerwachte.

Von Hans Ostwald.

„Aber so hab' Dich doch man nich'! So'n großer Junge schämt sich noch!“ rief Onkel Paul und zog Theodor am Arm aus der Ecke an der Thür in die Mitte der Stube, dicht an den Tisch, um den mehrere Frauen und Männer saßen. Sie hatten alle eine Tasse mit Kaffee vor sich zu stehen, während in der Mitte des Tisches ein angeknüttelter Napfstuchen stand.

Theodor lächelte verlegen, als er in den Kreis geschoben wurde. Onkel Paul tappte ihm mit seiner knöchigen Hand auf dem Kopf herum und sagte: „Na, nu sag' doch 'mal zu Deine andern Onkels und Tanten juten Tag!“

Theodor ging von einem zum andern. Das sollten nun alles Onkel und Tanten von ihm sein! Dabei hatte er die wenigsten von ihnen gesehen bis auf den heutigen Tag. Ein junger Mann, der stark rauchte, fragte ihn, warum er denn seine Eltern nicht mitgebracht hatte.

„Die müssen heute arbeiten,“ log Theodor.

„Nanu?!“ fuhr der junge Mann auf, die Zigarre aus dem Mund nehmend und Kouffine Else an sich ziehend, die dicht neben ihm saß.

Onkel Paul winkte ihm ab. Theodor fühlte, daß Onkel Paul genau wußte, daß er soeben gelogen, und daß seine Eltern nicht gekommen waren, weil ihr Sonntagsgzeug verpfändet war. Er wurde roth bis in die Haare.

Onkel Paul half ihm rasch aus der Verlegenheit und fragte ihn, was er denn alles zu Weihnachten bekommen habe.

Die neue Mütze," er hob ein wenig die braune Plüschmütze; „und neue Schuhe.“

„Na, und noch?“

„Weiter nichts?“

„Habt Ihr denn auch einen Weihnachtsbaum?“

Theodor blinzelte nach dem bunten Baum hinüber, der in einer Ecke auf einem weißbedeckten Tischchen stand: „Ne — Vater konnte keinen mehr kriegen.“

„Nu' laßt doch das dumme Jestrage sin!“ rief Tante Minna und nahm Theodor bei der Hand. „Komm, Du bist gewiß hungrig. Seh' Dich man in die Küche, bei die andern Kleenen.“ Sie ging mit ihm hinaus.

Als sie am Weihnachtsbaum vorüberkamen, sah Theodor einen bunten Mann unter diesem stehen, der seinen breiten Mund weit aufriß. Der gestiel ihm so, daß er ihn am liebsten einmal näher betrachtet hätte; aber er wollte Tante Minna nicht loslassen, die ihn an der Hand hielt. In der Küche mußte er sich zwischen zwei Mädchen auf die Waschbank setzen, und Tante Minna stellte mit freudlichem Lächeln ein Löffchen Kaffee und zwei Stücken Kuchen vor ihm hin. Dann fragte sie ungezwungen, wie es seinen Eltern gehe. Bei dieser Frage thante er auf, und da ihm die Kinder, die alle um ihn herum saßen, nicht solche Furcht einjagten, wie die forschenden Blicke der Erwachsenen, erzählte er ohne Scheu, daß sein Vater noch keine Arbeit habe, und seine Mutter immer noch Schürzen nähe.

Tante Minna seufzte und strich sich mit ihren dicken Händen die strörrigen Haare hinter die Ohren. Dann ging sie in die Stube zurück. Als Theodor getrunken und gegessen hatte, spielte er erst mit den anderen Kindern, die mit Pfeffernüssen, Schokolade und Zuder handelten, was sie „Kaufmannsspielen“ nannten. Nachher aber schlich er sich in die Stube zurück, die jetzt ganz in Dämmerung gehüllt war. Der Tabakrauch, den die sieben Männer ausstießen, verdichtete die zunehmende Dunkelheit noch, aus der nur die glühenden Zigarrenenden und einige blanke Zierathen am Weihnachtsbaum aufblühten.

Von dem bunten Holzmann, nach dem Theodor von der Thür aus lugte, war fast gar nichts mehr zu sehen. Er hörte, wie Onkel Paul sagte: „Es ist doch zu traurig! Mich 'mal so viel zu verdienen, des se sich Weihnachten sehen lassen können. Ich hätte se grade heute janz jernie jesehen.“

„Ach Jott!“ sagte Koufinsie Else, „wat id mir schon daraus mache, ob die zu meiner Verlobung kommen oder nich!“

„Nu' rede nich!“ meinte Tante Minna, während sie die Kaffeetassen zusammenkrante. „Es ist heute der erste Weihnachten, wo wir Jeschwister nich' zusammen sind. An Weihnachten ist der euzige Tag im Jahr, an dem man sich sieht.“

„Ja, warum arbee't Onkel Wilhelm nich? Daran lieg't doch blos;“ meinte Else.

„Nu' quatsch man nich!“ sagte Onkel Theodor ärgerlich. „Dafür kann er nich, wenn er schwache Augen hat, daß ihn keen Meester mehr behaltan will.“

„Am meisten dhun mir die Kleenen leid;“ sprach Tante Minna, indem sie die Tassen aufnahm. „Nich' mal 'n Stück Spielzeug zu Weihnachten! An' man kann ihnen ooch nicht loosfen. Wenn man ihnen wat schenkt, muß et doch wat nützlichet sin.“ Damit ging sie an Theodor vorbei, der sich in die Ecke drückte. Er war wüthend auf Tante Minna, daß sie ihm kein Spielzeug gönnte. So lange hatte er sie immer sehr lieb gehabt; jetzt hätte er ihr heimlich einen Schabernack spielen mögen. Er sollte nur immer was „nützlichet“ haben! Er wollte doch aber nicht immer nur zusehen, wie die andern Kinder spielten!

In dem dämmerigen Zimmer sah ihn niemand, als er zum Tannenbaum schlich und das Holzmannchen vom Tisch langte . . .

„Aber wo ist denn der Nupfnacker?“ rief Else. Die Kinder, die alle um den Weihnachtsbaum standen, dessen Lichter eben angezündet worden waren, sahen einander an, während die Großen suchten. Theodor drückte den bunten Nupfnacker, den er unter die Jacke gesteckt hatte, fest an sich. Er wollte langsam und unauffällig in die Küche gehen, als ihn plözlich Else musterte, ihm nach der Brust griff und ihm eine schallende Ohrfeige versetzte, als sie dort den Nupfnacker fühlte. Erst waren alle ganz starr, dann schimpfte man auf Theodor ein. Ein härtiger Mann nannte ihn einen Dieb und sagte, das hätte er von seinem Vater. Tante Minna schluchzte beinahe und sagte: „Red' doch nich so was! Ich dachte, Wilhelm und Du, Ihr würdet Euch jetzt ausöhnen.“

„Ne! Nu nich mehr!“ rief der härtige Mann.

„Mit solchem Menschen, der seine Kinder zu Spitzbuben erzieht, will ich nicht zu dhun haben!“

Tante Minna zog Theodor hinaus in die Küche. „Ja, ja, Du wolltest doch ooch wat zum Spielen haben, — ja, ja, Du sollst ooch wat zum Spielen haben!“ sagte sie und trocknete ihm die Thränen ab, die jetzt heftig aus seinen Augen stürzten. Als er sich beruhigt hatte, ging sie in die Stube, nachdem sie gesagt hatte: „Ich hol' Dir was zum Spielen heraus.“

Er hörte, wie sie in der Stube aufgeregt durcheinander sprachen, und Else die Nüsse mit dem bunten Mann knackte. Da schämte er sich und trozig rannte er aus der Küche, den dunklen Flur entlang und die Treppe hinunter — er wollte nur den Nupfnacker haben. Wenn er den nicht bekommen konnte, wollte er

nichts Anderes. Trohdem S auf o. Straße schneite, merkte er nicht, daß er seine Mütze vergessen hatte. Erst als er vor der Thür des Hauses angelangt war, in dem seine Eltern wohnten, fühlte er, daß er ohne Kopfbedeckung war. Er wagte sich nicht zu seinen Eltern hinauf. Zur Tante Minna getraute er sich auch nicht zurück. Weil ihn zuletzt beim Stillstehen fro, lief er die Straße hinab, immer dem Schnee entgegen. Mehrmals lief er gegen entgegenkommende Menschen an. Der Schnee fiel auf seine Augenwimpern und hing sich dann in Gestalt von Wassertropfen vor seine Augen, sodas er wie durch einen Schleier das hastende Leben in den Straßen sah. Einige Male wäre er beinahe hingefallen, denn der Schnee löste sich auf dem Pflaster fast gänzlich zu Wasser, sodas er ausglitt; doch lief er immer weiter — weiter.

Er war viele Straßen hinabgelaufen, bald rechts, bald links einbiegend. Sein Kopf war naß geworden und seine Kleider bedeckte eine dichte Schicht weißer Flocken. Im Mund war es ihm trocken und heiß, er verspürte Hunger und Durst. Als er sich umsah, um sich zu vergewissern, in welcher Gegend er sich befände, bemerkte er zu seiner Freude, daß er es nicht weit bis zur Wohnung seiner Eltern habe. Da fiel ihm ein, daß er seine Mütze vergessen hatte — und ohne Mütze durfte er nicht zu seinem Vater kommen. Wegen der Mütze hatte es beinahe eine Woche lang des Mittags nur Pellkartoffeln mit Schmalz oder Fering gegeben. Wenn er so bummelig mit der theuren Mütze umging, mußte er Schläge von seinem Vater erwarten. Hunger und Durst vergessend, lief er nach dem Hause seiner Tante, um sich die Mütze zu holen. Mochten ihn doch die Verwandten auslachen . . . Doch er hatte noch ein ganzes Straßenende vor sich, als in den Hausfluren der Häuser die Lichter erloschen. Er erschraf. Die Häuser wurden schon verschlossen. Er lief, so schnell er in dem weichen, schmelzenden Schnee vorwärts konnte.

Endlich war er angelangt. Der Hausflur war dunkel. Er hängt sich an die Thürklinke und drängte mit ganzer Wucht gegen das Thor. Es gab nicht nach. Er rüttelte und drängte, der Schnee fiel auf ihn . . . Die Mütze! Er mußte die Mütze haben! Und wieder rüttelte er an der Klinke. Sie gab nicht nach. Und der Schnee fiel und fiel, ununterbrochen und lautlos und bestreute ihn dichter und höher mit den weichen Flocken, die sich fest an seine Kleider klammerten — — —

(Nachdruck verboten.)

Dieser Weihnachtsmorgen schämte sich.

Es ist viele Jahre her. Da fuhr ich in der Christnacht die Weser entlang von Bielefeld nach Pyrmont.

Die Scheiben des Eisenbahnwagens waren trocken und darum trotz der klaren Kälte nicht gefroren. Feierlich stand der Vollmond im Westen über den langgestreckten dunkelwaldigen Weisterzuge und legte an jedem Orte eine goldene Brücke über meinen lieben Heimathsfluß, die Weser.

Es ging gegen Morgen.

Wir näherten uns der Rattenfängerstadt Hameln. Außer mir waren noch jüngere Schüler im Wagen, die in Erwartung der ihre Ankunft am Festmorgen begrüßenden Bescherung sehr lebendig waren und mich mit ihren kleinen Männergebarden, ihren Einfällen und Erinnerungen äußerst ergötzten.

„Hameln!“ — —

Hier ist längerer Aufenthalt, der Bahnsteig belebt von Aussteigenden, Mißfahrenden und einen andern Zug Erwartenden; und da der Morgen schon hell ist und wenn auch noch etwas trüg in seinen Bewegungen, in seinen wachen Augen doch schon so scharf die Wirklichkeit zeigt, stelle ich mich aus Fenster und sehe mir die hier zahlreich vertretenen malerischen Trachten der Bückeburger und Minden = Ravensberg'schen Landleute an: Die langen, blauen Röcke und rothen mit vielen glänzenden Knöpfen besetzten Westen der Bauern und die geklümten, über eine je nach dem Reichthum, nach den Thalertausenden steigende Anzahl von Röcken gezogenen Mäntel der Frauen.

Da wird rechts neben mir etwas hinabgestoßen. Eins nach dem andern. Ist es Schlachtvieh? Ja, es ist Schlachtvieh, aber das Schlachtvieh der Gerechtigkeit, menschliches.

Einer nach dem andern erheben sie sich wieder. Manche ohne Mütze, Ketten um die Handgelenke, so wüß, so verstört, so ganz jäh und unvermuthet vom Verbrechen aufgerissen.

„Oh!“ schrie's in mir.

„So wollt ihr die Welt bessern? Bessern?“

„Und wenn ihr nun einmal von eurer Art der Gerechtigkeit nicht lassen wollt und blind bleiben müßt im Fluge der Zeit, bis auch eure Stunde gekommen — weshalb gerade heute?“ —

Stärker und immer stärker glühete das Morgenroth auf, als mit Gewalt das Trüpplein der Stadt zu getrieben wurde, den großen rothen Mauern da vorn. . . .

Dieser Weihnachtsmorgen schämte sich. Peter Hille.